

Waldenburger



Wochenblatt

Erscheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen. Der vierteljährliche Bezugspreis frei ins Haus beträgt 2,00 Mark, bei Zustellung durch den Briefträger tritt hierzu noch das Bestellgeld.

Fernsprecher Nr. 3.

Inseratenannahme bis spätestens mittags 12 Uhr. — Preis der ein-spaltigen Feuille für Inserenten aus Stadt u. Kreis Waldenburg 20 Pf., von auswärts 25, Vermietungen, Stellengefuche 15, Reklameteil 50 Pf.

Täglich erscheinende Zeitung für den Waldenburger Industriekreis und seine Nachbarbezirke.

Publikationsorgan der städtischen Behörden von Waldenburg, sowie der Amts- und Gemeindeverordnungen von Ober Waldenburg, Dittersbach, Nieder Hermersdorf, Seltendorf, Reußendorf, Dittmannsdorf, Ledmawasser, Bärengrund, Neu- und Altbain und Langwalterdorf

Verantwortlich für die Schriftleitung: Oskar Dietrich in Waldenburg. — Druck und Verlag von Ferdinand Domel's Erben in Waldenburg.

Die Antrittsrede des Reichsfinanzlers.

Die Friedensresolution im Reichstag angenommen. 15 Milliarden neuer Kriegskredit bewilligt. — Holland verlangt Genugtuung. — Die russische Front bei Boczow durchbrochen. Der Feind wich in voller Auflösung zurück.

Von den Fronten.

Der gestrige Abendbericht.

W.B. Berlin, 19. Juli, abends. (Amtlich.) In Flandern dauert die Artilleriegeschlacht an. Herausgefordert durch die Offensive, welche die russische Armee auf Befehl ihrer Regierung und trotz ihrer Friedensbetuerungen an unseren Fronten unternommen hat, sind wir in Dagalizien zum Gegenangriff übergegangen. Deutsche Korps haben die Stellungen der Russen östlich von Boczow in breiter Front durchbrochen.

Westen.

160 000 Mann Verluste bei der französischen April-Offensive.

L. d. A. Daß die Franzosen selbst den Verlust von 160 000 Mann bei der April-Offensive zugeben, geht aus einer Stelle im „Messaggero“ vom 13. Juli hervor, in der es heißt: In diesen Tagen wurde in einer Geheim Sitzung der französischen Kammer die letzte französische Offensive, die der lateinischen Schwester 160 000 Mann gekostet hat, rückhaltlos getadelt, aber niemand bemerkte, daß vor Monaten, als unter den Verbands-genossen über die Kriegführung diskutiert wurde, es nicht an Ratschlägen gefehlt hat, an Stelle von einer Offensive an der Westfront, die auch bei einem siegreichen Ausgang zwecklos gewesen wäre, den allein wirk-samen Schlag gegen Deutschland durch einen Einbruch in Oesterreich und einen Marsch auf Wien zu führen.

Der österreichisch-ungarische amtliche Bericht.

W.B. Wien, 19. Juli.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Südlich von Kalusz versuchten die Russen mit Ein-satz starker Kräfte, die ihnen entziffenen Höhen zurück-zugewinnen. Ihre Anstrengung scheiterte unter schweren Feindverlusten. Nördlich des Dnjestr bis gegen Brody lösten erfolgreiche Stoßtrupp-Unternehmungen lebhaf-teres Geschützfeuer aus, das sich namentlich heute früh in einzelnen Abschnitten zu beträchtlicher Heftigkeit steigerte. Auch in Wolhynien traten österreichisch-ungarische und deutsche Stoßtruppen mit günstigem Ergebnis in Tätigkeit.

Italienischer und südbölicher Kriegsschauplatz.

Keine besonderen Ereignisse.

Der Chef des Generalstabes.

Osten.

Das Hindenburg-Telegramm an den Reichskanzler.

W.B. Berlin, 19. Juli. Das dem Reichskanzler zugegangene Telegramm des Generalfeldmarschalls von Hindenburg lautete:

Durch die russische Offensive in Galizien heraus-gefordert, hat dort heute ein starker Angriff eingelegt.

Unter persönlicher Leitung des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern haben deutsche, unterstützt durch österreichisch-ungarische Truppen, die russischen Stellungen bei Boczow durchstoßen.

Der Krieg zur See.

U-Boot-Beute.

W.B. Berlin, 19. Juli. (Amtlich.) Neue U-Boots-Erfolge in der Biscaya und im Atlantischen Ozean: 21 000 Brutto-Register-Tonnen.

Unter den versenkten Schiffen befanden sich ein un-bekannter Bewaffneter, beladener Dampfer von min-destens 4500 Brutto-Register-Tonnen, von Fischdamp-fern gesichert, der aus einem Geleitzuge herausgeschossen wurde. Die Ladungen der übrigen versenkten Schiffe bestanden, soweit sie festgestellt werden konnten, aus Stüdkütern, Kohlen und Tonerde.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Mannschaftsverluste auf dem englischen Großkampfschiff „Vanguard“.

W.B. Amsterdam, 19. Juli. „Times“ meldet: Mit dem Großkampfschiff „Vanguard“ sind 37 Offiziere und ungefähr 700 Mann umgekommen.

Der Völkerrechtsbruch Englands.

Holland will Genugtuung verlangen.

W.B. Berlin, 19. Juli. Der niederländische Mi-nister der auswärtigen Angelegenheiten hat dem Kai-serlichen Gesandten in Haag das tiefe Bedauern der niederländischen Regierung über den englischen Angriff auf deutsche Schiffe an der holländischen Küste ausge-sprochen und dabei dem festen Entschluß seiner Regie-rung Ausdruck gegeben, von England Genugtuung zu verlangen, sobald es feststeht, in welchem Umfange ein Uebergriff auf die niederländische Hoheitsgrenze vor-liege.

W.B. Haag, 19. Juli. (Meldung des Korre-spondenzbureaus. Amtlich.) Der Minister des Aus-wärtigen gibt folgendes bekannt: Die niederländische Regierung hat durch ihren Gesandten in London der britischen Regierung von dem Auftreten britischer Kriegsschiffe am 16. d. Mts. gegen deutsche Handels-schiffe, die sich in den niederländischen Hoheitsgewässern befanden, Mitteilung gemacht und den Gesandten be-auftragt, die Regierung auf den ernststen Vorfall, bei dem unlegbar Verletzungen der niederländischen Sou-veränität und Neutralität statgefunden haben, aufmerk-sam zu machen. Der Gesandte ist außerdem beauftragt, die Hoffnung auszusprechen, daß die britische Regierung für das Vorgefallene gemäß dem Völkerrecht und ins-besondere dem Artikel 3 des Vertrages über das Recht und die Verpflichtung der Neutralen im Falle eines Seekrieges vollständige Genugtuung gewähren wird.

W.B. Amsterdam, 19. Juli. „Algemeen Handels-blad“ schreibt: Wir haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die Neutralität unserer Hoheitsgewässer zu bewahren. Es war deshalb eine große Genugtuung für uns, zu erfahren, daß das niederländische Un-ter-suchungsfahrzeug zur Wahrnehmung dieser Neutralität so energisch aufgetreten ist und dafür gesorgt hat, daß die englischen Schiffe mit ihrer Aktion nicht fortfahren konnten, ohne gleichzeitig eine Kriegshandlung gegen die niederländische Regierung zu unternehmen. Wir vertrauen darauf, daß auch in Zukunft unsere Marine unsere Neutralität schützen wird, und daß auch die Re-gierung unseren überseeischen Nachbarn zu verstehen geben wird, daß wir unsere Hoheitsgewässer energisch gegen jede Verletzung zu verteidigen gedenken.

W.B. Amsterdam, 19. Juli. Der Kapitän der „Renate Leonhardt“ berichtet über den Angriff der Eng-länder: Wir luden 2 1/2 Meilen von der holländischen

Küste entfernt innerhalb der niederländischen Hoheits-gewässer. Plötzlich sah ich zwei unserer Schiffe direkt auf die Küste zu fahren. Ich richtete zugleich englische Torpedojäger und änderte den Kurs landwärts. Wir wurden unter Feuer genommen. Die Torpedojäger fuhren nach einigen Augenblicken südwärts, als ob sie sich zurückzögen. Ich ließ, da wir auf Strand gelaufen waren, die Anker fallen. Die Torpedojäger kehrten zurück und näherten sich auf 1/2 Meilen. Sie eröffneten ein Schnellfeuer auf das Schiff, das 800 Meter von der Küste entfernt war. Jetzt wurden Boote ausgesetzt; Die Engländer feuerten ununterbrochen. Drei Mann der Besatzung sind getötet worden.



0 10 20 30 40 50 km.

„Die Lawine.“

Ein Roman aus der Gegenwart. Von Anny Wothe. (Copyright 1917 by Anny Wothe-Mahn, Leipzig.)

Nachdruck verboten.

12. Fortsetzung.

Die Fürstin grub ihre kleinen weißen Zähne fest in die Unterlippe.

„Ich will es versuchen“, lachte sie dann gezwungen auf. „Mir scheint, Klein-Lori ist ihrem Vater nicht unähnlich.“

Noch ein paar oberflächliche Redensarten von beiden Seiten und die Freunde hatten den Altan verlassen. An den sich tief verneigenden Dienern in ihrer schwarzen Trauergewandung vorbei, gingen sie über die mit Purpurteppichen belegte Marmortreppe und standen dann tief aufatmend im Freien.

Ohne ein einziges Wort schritten sie, nachdem sie noch einmal zu dem Altan emporgegrüßt, hinab über die blumenübersäten Matten. Erst als sie den Waldweg wieder erreichten, der sie zum Bahnhof führen sollte, hielten sie inne und schauten nach dem Schloß zurück.

Ein schwarzer Schleier und ein weißes Lächeln grüßten von dem Altan herüber.

„Folde winkt“, spöttelte Dieter. „Alle guten Geister, die hohe Frau ist ja von einer beneidenswerten Latkraft.“

Bernd von Tappenburg hatte gedankenlos den Hut gezogen und mit Dieter nach dem Schloß zurückgewinkt. Eine finstere Falte schob sich zwischen seine dunklen Brauen, als er mit bitter verzogener Lippe und gegen seine eigene Brust schlagend zu Dieter Foldsens Worte sprach:

„Was hältst Du von dem Anechte?“

Dieter erschrak vor dem Ton seiner Frage. Zu viel drohte darin.

„Daß er auf dem besten Wege ist, sich selbst untreu zu werden“, antwortete Wallbrunn mit festem Blick in des Freundes Auge.

„Du hast recht“, gab Bernd zu, hastig weiterschreitend und den Hut von der erhitzten Stirn nehmend. „Ich könnte mich ohrfeigen über meine Schwäche.“

„Du hast der Fürstin den Willen getan?“

Bernd lachte hart auf.

„Musste ich nicht? Ich, die Frauen verfügen über so wunderschöne Mittelchen, störrische Männer fixe zu machen, selbst solche, die da glauben, eisenfest zu sein.“

„Bernd, Bernd“, mornie der Freund, „Du verzettelt Dich! Was soll das Spielen mit dem Feuer?“

Bernd sah Dieter mit durchdringenden Augen an.

„Du würdest mich verstehen und begreifen, wenn Du, wie ich, weitengewaltig ein Weib auf Adlerflügeln empor zum strahlenden Lor der Sonne tragen wolltest und wenn Du mitten auf dem Wege stehen bleibst, weil das Weib keine Seele hatte.“

Dieter schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht daran. Das Weib, das Du meinst, durchirrt vielleicht sehnsuchtsgebeht in Nacht und Qual alle Lebenswüsten und sucht die Höhen, wo die Liebe thront. Sie findet nur den rechten Weg nicht durch Schnee und Eis, und schließlich stirbt sie an der Gletscherwand Deines Herzens.“

Wieder lachte Bernd auf.

„Nein, Freund Dieter, unsere heutigen Frauen sterben nicht mehr an ihrer Liebe. Ihnen leuchtet keine Fackel mehr hinauf zum Höhenweg, wo das Glück der Liebe sich birgt. Warum sollten wir da nicht unsere Herzensfackel dort entzünden, wo sie flammen will?“

„Bernd, Bernd! Ich kenne Dich gar nicht mehr!“ rief Dieter kummervoll. „Sieh doch, wie in tausend Wägen da droben die Flut der Sonne rinnt? Meinst Du nicht, daß einer zu Tal führt, daß nicht alle in Firnenschnee sterben müssen? Man muß nur ehrlich wollen, dann findet sich auch ein Weg. Nicht alle können auf Höhenwegen aufwärts steigen, wie oft müssen wir durch viele trostlose Dämmerungen mühselig wandern, ehe uns wieder die Purpurosen des Glückes lachen.“

„Du bist ein Phantast, mein Freund. Ich glaube nicht mehr an purpurne Rosen. Mir sind sie Blüten für ein Totenreich. Sieh da drüben die Bergriesen an. Soeben noch im Sonnengold, Strahlenkränze um die schweigenden Stirnen, — und jetzt — im Augenblick — ist das gleißende Licht erloschen. Was grüßt da hernieder von den wilden Felsenzaden? Ein fahles Berggesicht, ein Gebilde aus Erz und Stein. Drohend erhebt es sein gewaltiges Haupt, das dunkle Schatter umwittern. Siehst Du, wie es zu uns hinabstarrt? So schau der Tod ins Land, wo der Frühling starb, aus dem keine tote Liebe mehr erblüht.“

Dieter stand erschauernd still und blickte zu den kühn aufstrebenden Felsenmassen empor. Nicht nur Bernds Worte hatten ihn erschüttert,

weiter verbreitet werden, die Epidemie mußte erlöschen. Man war anfangs geneigt, zu meinen, daß die Absonderung der Kranken von den in den Tropen überall gegenwärtigen Mücken unausführbar sei. Die Amerikaner wagten trotzdem den Versuch. Die Gelbfieberkranken wurden in besonderen, aus Drahtgitter gebildeten, mit Doppelüren versehenen Zellen oder Kästen untergebracht. Drang in diese beim Öffnen der Türen eine Mücke dennoch ein, so konnte sie leicht entdeckt und unschädlich gemacht werden. Die Wohnhäuser, in denen Fälle von Gelbfieber vorkamen, wurden gleichfalls möglichst rasch einer gründlichen Säuberung von Mücken durch Ausräuchern mit schwefeliger Säure und dergleichen unterworfen. Man suchte auch durch Beseitigung von Lämpeln und dergl. die Brutstätten der Mücken in der Nähe der menschlichen Wohnungen zu vernichten. Die Bemühungen hatten einen großen ungeahnten Erfolg. Sogleich nach der Anwendung der neuen Methode zeigte sich in dem seit Jahrhunderten verfeuchten Havana eine starke Abnahme des Gelbfiebers und später ist in der Stadt überhaupt keine Erkrankung mehr vorgekommen.

Seit langer Zeit war auch Rio de Janeiro stark verheut. Alljährlich forderte hier das Gelbfieber zahlreiche Opfer. Die Stadt beschloß nun, unter Aufwand großer Kosten, die Plage in ähnlicher Weise zu bekämpfen. Man hat ein besonderes Gelbfieberhaus mit den erwähnten Isolierzellen errichtet und eine Zentrale zur Bekämpfung des Uebels geschaffen. Dahin muß jede neue Erkrankung gemeldet werden. Von ihr wird nun sofort ein Arzt mit einer Desinfektionskolonne in das heimgesuchte Haus geschickt. Wenn irgend möglich, wird der Patient in das Krankenhaus gebracht; in dem Hause aber werden alle Türen von Fenstern und Türen durch Verkleben mit Papier verdrichtet, worauf man die Räume mit schwefeliger Säure, die sich beim Verbrennen von Schwefel bildet, austräuchert. Durch das ägende Gas werden die Mücken auch in den entlegensten Schlafzimmern erreicht und sicher getödtet.

Auß der Patient im Hause belassen werden, so verbrennt man zunächst im Krankenzimmer selbst Insektenspulver. Durch den Dampf werden die Mücken betäubt, man kehrt sie zusammen und macht sie durch Verbrennen unschädlich. Inzwischen werden alle anderen Räume des Hauses ausgeschwefelt. Später bringt man den Kranken in ein gereinigtes Zimmer, in dem Fenster und Türen mit Drahtgaze verriegelt werden, und unterwirft die ursprüngliche Krankenzelle einer gründlichen Ausräucherung. Auch die Nachbarhäuser werden in ähnlicher Weise behandelt.

Gleichzeitig wird aber im ganzen Gebiete der Stadt der Krieg gegen die Mücken mit Nachdruck geführt. Man hat eine Moskitokolonne in der Stärke von 2000 Mann aufgebildet, die überall die Brutstätten der Moskitos aufspürt und sie in genügender Weise zerstört. Von Zeit zu Zeit wird auch das Kanalarbe der Stadt einer gründlichen Desinfektion unterworfen. Die Kosten, welche dieser Mückenkrieg verursacht, sind groß, sie belaufen sich auf etwa 7 Millionen Mark, aber der Erfolg bleibt auch hier nicht aus. So ist nach einer halbjährigen Tätigkeit die Zahl der an Gelbfieber Verstorbenen in Rio de Janeiro von 479 auf 39 gesunken! Nehmliche, wenn auch nicht so durchgreifende Maßregeln, wurden an verschiedenen durch Malaria heimgesuchten Orten getroffen, und auch in diesen Fällen konnte man eine Abnahme der Krankheit feststellen.

Aber auch in Gegenden, in denen weder Malaria noch Gelbfieber herrschen, lohnt es sich wohl, gegen die Mücken vorzugehen. Vornehmlich sind diese Geschöpfe noch Verbreiter anderer Krankheiten, jedenfalls aber eine arge Plage für den Menschen. Beachtenswert in dieser Hinsicht ist ein Beschluß des Magistrats der Stadt Breslau, die alljährlich wiederkehrende Mückenplage zu

bekämpfen. Den Plan hierzu hat der berühmte Hygieniker Professor Flüge ausgearbeitet. Man will hier unter anderem den in Kellern massenhaft überwinterten Mücken frühzeitig im Jahre zu Tode gehen. Das Geschäft sollen städtische Desinfektoren durch zweckmäßiges Ausräuchern oder auch mit der Flamme der Öllampe besorgen. Ferner sollen auch Lämpel, die den Mücken als Brutstätten dienen, zugeschnitten oder auf andere Weise unschädlich gemacht werden.

An dem Krieg gegen die Mücken sollte sich aber auch das Publikum, namentlich die Haus- und Gartenbesitzer, beteiligen. Unsere Stachmücke legt 200 bis 300 Eier, aus denen sich in wenigen Wochen fertige Insekten ausbilden, so daß die Brutten mehrere Male im Sommer sich wiederholen. Die Larven leben im Wasser, müssen aber oft an die Oberfläche kommen, um zu atmen. Gießt man in einen Lämpel oder in ein Regenfäß ein wenig Petroleum, so breitet sich das Öl in einer dünnen Schicht aus. Es verklebt die Atemröhren der emporetauchenden Mückenlarven, so daß sie ersticken müssen. Man hat die Anzahl der Larven in einem gewöhnlichen Regenfäß gezählt und gefunden, daß sie sich auf viele Tausende belief; in einem Falle wurden 17259, in einem anderen 19110 Jugendformen der Stachmücken ermittelt. Der Besitzer des Regenfasses soll dabei bedenken, daß die Mücken nicht gern weit fortfliegen, daß er also die Plagegeister fast in ihrer Gesamtheit selbst auf dem Golse behält. Namentlich im Frühjahr lohnt sich die Vertilgung der Mücken.

Ein Weibchen legt ja bis 300 Eier. Diese Brut könnte in günstigen Sommern eine Nachkommenschaft erzeugen, die sich wohl auf eine Billion Individuen belaufen würde, wenn alle fortkommen könnten. Glücklicherweise dezimieren Fische und andere Wassertiere die Larven, und Vögel fangen die fertigen Mücken weg. Immerhin kann man aber wohl annehmen, daß eine Stachmücke, die im Frühjahr zur Eiablage gelangt, sich als Stammutter einiger Milliarden Mücken erweist.

Tageskalender.

21. Juli.

1702: Sieg Friedrichs des Großen über die Oesterreicher unter Daun bei Burkersdorf. 1773: Aufhebung des Jesuitenordens durch Paph Clemens XIV. 1816: * der Dichter Julius Sturm in Köfritz († 1896). 1839: * der Dichter Ernst Scherenberg in Sminemünde († 1905). 1852: † der Pädagog Friedrich Fröbel zu Marienthal in Thüringen (* 1782). 1880: † der Historienmaler Karl von Piloty in München (* 1826). 1915: Durchbruch der russischen Hauptstellungen vor Zwangorod.

Der Krieg.

21. Juli 1916.

An der Somme machte der Feind nach seiner verlustreichen Niederlage des vorhergehenden Tages nur noch Teilvorstöße, dagegen erfolgten neue Angriffe der Franzosen bei Massiges in der Champagne, während sich beiderseits der Maas die Artillerietätigkeit zu größter Festigkeit steigerte. — Im Osten hielten deutsche Truppen an der Straße Glau—Kellau starken russischen Massenangriffen stand, bis sich der Feind unter schweren Verlusten zurückziehen mußte. — Die Italiener erneuerten ihre Angriffe an der Tiroler West- und Ostfront. — In Persien gelang es den Türken, in der Gegend von Bane die Russen erfolgreich zurückzuschlagen.

sondern es war ihm selbst, als stände er in der plötzlich verdunkelten Landschaft unter dem Bann des grimmen gewaltigen Verggistes, der da aus Wolkenhöhen so finster zu ihnen hernieder sah.

„Der alte Menschenfuch“, dachte er, „unter dem der herrlichste Schneerosentraum verweht.“ Und sie wandten sich beide schweigend und schritten den Weg in den dunklen Wald hinein.

Das stirnende Antlitz aber, dem sie entfliehen wollten, das blickte ihnen noch finster nach, als sie schon weit fort waren, bis dorthin, wo schon wieder die Sonne lachte. —

Wärmgoldener Nachmittagsglanz lag über der Herfau. Alle Tage waren jetzt voll Sonne und Himmelsbläue, und aus den Wiesen stieg der betäubend süße Duft der Alpenblumen, die in leuchtenden Farben der Sense des Schnitlers entgegenharrten.

Oberhalb der Marienkapelle auf sonnigem Gang, den dunkle Fannen nach dem Gebirge hin abschlossen, ruhte Bergitta von Ulmen lang hingestreckt in den duftenden Salmen, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und träumte ins Blaue.

Ihr zur Seite die Schloßfrau in ihrem weißen, schlichten Kleide, die Knie hochgezogen, den Kopf in beide Arme gestützt, sah weithin in die Ferne.

Da unten, über die Matten hinweg auf schmaler Talsohle vor ihr lag Schloß Herfau — still und feierlich, die Sonne wob silberne Schleier um seine grünen Dächer.

„Wie ein Kloster“, dachte die blonde Frau. Diese Empfindung hatte sie auch damals beschlichen, als Bernd sie zum ersten Mal — als junge Frau — in sein Haus geführt, als er mit ihr die weiten, hochgewölbten Gänge des Schlosses durchwandelte und zu ihr sagte:

„Das ist nun unser Königreich, in dem Du herrschen sollst. Gonda.“

Ein Erschauern war ihr damals durchs Herz gegangen, aber Bernd's heiße Küsse hatten ihr heimliches Bangen verschucht.

Wie selig war sie auf Schloß Herfau gewesen. Wie frei und stolz in den herrlichen Räumen, von Bernd's Liebe wie auf Flügeln getragen.

Eng und klein war dagegen ihr Vaterhaus in München gewesen. Ihr Vater, der als Maler, obwohl ein tüchtiger Künstler, nicht die Anerkennung gefunden, die er glaubte beanspruchen zu dürfen, war darob verbittert und hatte für sich alle Hoffnung auf höchste Erbschaften begraben. Aber für sie, die sie damals die Kunstschule besuchte, schienen ihm alle Wege offen. Sie sollte groß, berühmt, gefeiert, mit allem überschüttet werden, was ihm versagt blieb. Ihr Talent würde sich den Beifall der großen Menge erzwingen. Das war sein fester Glaube.

Gonda barg den Kopf noch tiefer in ihre weißen Hände.

Armer Vater, wie hatte sie ihn enttäuschen müssen. Gerade als sie ihr erstes Bild verkaufte, den ersten Erfolg hatte, da kam Bernd und nahm sie fast im Sturm. Was war ihr noch die Kunst, der Ruhm, wenn seine Liebe sie hielt?

Ein schwerer Seufzer drängte sich über Gondas Lippen.

Dem Vater hatte sie schweren Kummer bereitet, daß sie abtrünnig wurde. Er begriff nicht, daß sie, zum Höchsten berufen, sich genügen ließ, wie jede erste Beste, dem Erwählten ihres Herzens zu folgen — ein Witwer mit drei Kindern! Der Vater hatte in Bernd nichts gesehen, als einen reichen Sonderling, der ihm sein Liebste nahm. —

Gondas Augen suchten Schloß Herfau. Ganz im Sonnengold gebadet, wie eine feste Burg grüßte es zu ihr herüber.

Gott sei Dank, der Vater hatte nur ihr Glück gesehen. Er starb, ohne zu ahnen, daß ihre Ehe mit Bernd schon nach einigen Jahren einen Riß bekommen, der nicht wieder heilte. Auch der immer kränkenden Mutter, die ihr ganzes Leben gesorgt, geduldet und gespart hatte, um Gerhard die Offizierslaufbahn zu ermöglichen, blieb das Verhängnis verborgen, weil der allbarmherzige Gott sie frühzeitig von binnen nahm.

Gonda preßte die Lippen aufeinander und sann weiter.

Der junge Bruder gewährte vielleicht die Berglast, die auf ihren Schultern lag. Doch nein, er kannte die Welt und das Leben noch zu wenig, seine Gedanken waren draußen bei dem großen Kampf — er dachte wohl auch an Bergitta oder an Tori, aber an sie — dachte er nicht.

„Was spinnst Du für abaründige Gedanken, Gonda?“ fragte Bergittas sanfte Stimme, während sie die schlanken Arme weit von sich streckte und sich behaglich im Grase dehnte. „Seit einer halben Stunde sagst Du keine Silbe und wir waren doch hierher gegangen, um behaglich den Nachmittag zu verplaudern.“

„Schweigen sagt oft mehr, als Worte“, gab die blonde Frau zurück. „Ich möchte heute schweigend zu Dir reden, Bergitta.“

Das junge Mädchen richtete sich auf und drückte ihren Kopf schmeichelnd gegen Gondas Knie.

„Du bist so seltsam, Gonda? Habe ich Dir weh getan?“

Die junge Frau zog das schwarzhaarige Haupt der Freundin innig an sich.

„Nein, Du nicht, Bergitta! Deine Gegenwart macht mir das Leben leichter und doch — verzeihe — gibt es Augenblicke, wo ich Dich weit, weit von hier fortwünsche.“

Die grauen Mädchenaugen füllten sich mit Tränen.

„So laß mich gehen, Gonda. Ich habe Dich schon einmal darum gebeten.“

Die blonde Frau schüttelte den Kopf.

„Nein, Kind, Du hast mir versprochen, zu bleiben, bis der Krieg zu Ende ist. Dann muß ich Dich ja ziehen lassen, weil auch Du Dein eigenes Leben leben mußt. Bis dahin aber gehörs Du uns.“

Lieser schmiegte sich der dunkle Kopf in den Schoß der Frau.

„Mir ist oft so bang“, kam es leise von Bergittas Lippen, „nicht um mich, sondern um Dich, Gonda, um Euch alle!“

(Fortsetzung folgt.)

Mückenplage.

Von Dr. Carl Reimer.

Nachdruck verboten.

Gr. — Eine gar stattliche Familie bilden die Mücken. Wer zählt die Völker, nennt die Namen, muß man ausruhen, wenn man über ihre Glieder eine Schau halten will. Aus dem Kopfe vermochte es nicht der kundigste Fachmann, kennt man doch in Deutschland allein über eintaufend Mückenarten. Neben dieser Mannigfaltigkeit ist auch erstaunlich die Zahl ihrer Individuen. Bienschwärme, Ameisenvölker sind im Vergleich mit ihnen geringfügig. Wenn bei günstigem Wetter Mücken sich zusammenfinden, so bilden sie Schwärme, die gleich dunklen Rauchfäden hoch in die Lüfte emporragen und über Flüsse, Seen und Sümpfe dahinjiehen. Kommt ein Storden über die Scharen, so sind mitunter die Flußufer hand- und selbst mehrere Fuß hoch von den Leichen der winzigen Geschöpfe bedeckt.

Den Menschen sind sie verhaßt, denn verschiedene Arten, wie die Stech- und Ariebeilmücken, sind mit Stechrüsseln bewaffnet. Damit stechen die Weibchen Menschen und Tiere, um Blut zu saugen! Dabei träufeln sie scharfes Gift in die Wunde, das anfangs den Blutzustrom zu der Stichstelle erhöhen soll, später aber noch nachwirkt, und bei dem Opfer schmerzhaft Schwellungen ausbreiten hervorruft. Wo diese Mücken in Massen auftreten, werden sie darum zur quälenden Landplage. Schlimmer als bei uns in Deutschland haften sie in den südlichen Ländern und auch im hohen Norden. Berühmt ist namentlich ihr Walten in den Turndren oder Moor- und Moossteppen Sibiriens. Rehm hat in seinen Vorträgen „Vom Nordpol zum Äquator“ diese Quälgeister trefflich geschildert: Sobald die wiederum aufsteigende Sonne Schnee, Eis und die oberste Kruste der Erde ab- und aufgetaut hat, regt sich das im Winter wohl gebundene, nicht aber vernichtete Leben der Mücken. Den im vereisten Schlamm bewahrten, nicht aber zerstörten Eiern entschlüpfen Larven; sie wandeln sich binnen weniger Tage zu Puppen, die Puppen zu geflügelten Tierchen, und Geschlechtern folgen in kürzesten Fristen Geschlechter. Noch vor der Hochsommerwende beginnt und bis zur Mitte August währt die Schwärmezeit der fürchterlichen Tiere. Während dieser ganzen Zeit sind sie zur Stelle, vorhanden in der Höhe wie in der Tiefe, auf den Bergen oder Hügeln wie in den Tälern, zwischen den Zwergbirken oder Wollweidenestrüpp wie an den Ufern der Flüsse und Seen. Jeder Grastengel, jeder Moosstamm, jeder Zweig, jeder Ast, jedes Blättchen entendet zu jeder Tageszeit Hunderte, ja Tausende von ihnen. Die Stechmücken oder Moskito der Gletscherländer, der Urwaldungen und Sümpfe Südamerikas, Mittelafrikas, Indiens, gefürchtet von allen Reisenden, aber nicht schlim-

mer als unsere Tiere, schwärmen nur bei Nacht. Die Mücken der Tundra fliegen zehn Wochen lang, und sechs Wochen lang tatsächlich so gut wie ununterbrochen; sie füllen jedes Geschöpf, welches sich in ihr Bereich wagt, in Nebel ein; sie erfüllen die Luft in solcher Menge, daß man kaum zu atmen wagt; sie vereiteln jede Anstrengung, sie zu vertreiben; sie wandeln den tatkräftigsten Mann zu willenlosem Schwächling, den Grimm desselben zur Furcht, den ihnen geltenden Kluch zur stöhnenden Klage. Sie sind die alleinige Ursache, daß die Tundra im Sommer für gestittete Menschen unbewohnbar wird.

Bis in die jüngste Zeit ertrug man die Mückenplage als ein unabwendbares Uebel. Erst neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Heilkunde gaben Anlaß zu energischerem Vorgehen, zur Bekämpfung der Mücken. Da wurde zunächst der Nachweis geliefert, daß eine Stechmücke, die Anophelesmücke, die Malaria verbreitet, die fählime Krankheit, die nicht nur in den Tropen, sondern auch in jumpfigen Ländern der gemäßigten Zone alljährlich so zahlreiche Menschen dahintrast. Während die Mücke einen Malariastricken sticht, saugt sie mit dem Blute desselben die Krankheitserreger ein. Die winzigen Parasiten, die in den Wirtkörperchen der Menschen leben, machen im Leibe der Mücken verschiedene Wandlungen durch und sammeln sich in der Umgebung des Stechrüssels. Sticht nun darauf die Mücke einen gesunden Menschen, so überträgt sich auf diesen die Krankheit. Die Malaria ist unbekannt in Gebieten, in denen diese Mückenart nicht vorkommt.

In verschiedenen Gegenden Südamerikas war unter den Indianern die Meinung verbreitet, daß eine andere Geißel des Menschengeschlechts, das gelbe Fieber, durch Mückenstiche erzeugt werde. Während wir gegen die Malaria im Chinin wenigstens ein Heilmittel besitzen, ist ein solches gegen das gelbe Fieber nicht bekannt, und leider ist die Krankheit sehr gefährlich; schon in leichten Epidemien sterben 15 von hundert erkrankten Menschen; in schweren Epidemien erliegen über 75 Prozent bis sogar 90 Prozent der Befallenen. Diese mörderische Seuche ist in Amerika einheimisch und man erhielt von ihr die erste Kunde durch Nachrichten der spanischen Eroberer. Mit dem zunehmenden Seeverkehr wurde sie nach anderen Ländern verbreitet; so wälten sich seit Ende des 18. Jahrhunderts die ersten Epidemien der „gelben Pest“ auch an der Westküste des tropischen Afrika. Ja großen und ganzen blieb das Vordringen der Seuche auf die Länder innerhalb der Wendekreise beschränkt. Vorübergehend wurden aber von ihr auch einige europäische Häfen heimgesucht, so erlagen ihr z. B. im Jahre 1837 in Vissabon allein gegen 5000 Menschen. Deutschland ist Dank seinem kühleren Klima gegen diese Krankheit gefeit, aber groß sind die Verluste, die sie den Mannschaften unserer südwärts steuernden Schiffe zufügt. Die Insel Kuba galt seit jeher als einer der Hauptherde des Gelbfiebers und von hier aus werden besonders die Häfen der Vereinigten Staaten von Amerika bedroht. Als die Insel vom spanischen Joche befreit wurde, schickte die amerikanische Regierung nach Havana eine Expedition, die aus Militärärzten bestand und die Ursachen des Gelbfiebers und Mittel zu seiner Bekämpfung erforschen sollte. Die Lösung der Aufgabe gelang. Die Militärärzte stellten an eigenem Körper und an anderen sich dazu erbietenden Personen Versuche an und lieferten den Beweis, daß das Gelbfieber in der Tat durch den Stich einer Mückenart, der Slegomyia fasciata, auf den Menschen übertragen wird. Das Insekt ist demnach schädlich, wenn es mindestens zwölf Tage zuvor einen Gelbfieberkranken innerhalb der ersten Krankheitsstage gestochen hat. Damit war aber der Weg gewiesen, wie man der schlimmsten Seuche Einhalt gebieten kann. Die Mücken sind ihre Verbreiter, um das aber tun zu können, müssen sie zunächst einen Gelbfieberkranken in den ersten Tagen seiner Erkrankung gestochen haben. Gelang es, den Mücken den Zutritt zu den Kranken zu verwehren, so konnte das Gift nicht

